

Ortskirche und Kirchliche Orte in der Fläche
Strukturelle Implikationen der Wandlungsprozesse in ländlichen Räumen
Vortrag auf dem Symposium „Kirche in ländlichen Räumen“
am 24. Mai 2013 in Greifswald

Sehr geehrte Damen und Herren,

nach den anderen erhellenden Perspektiven möchte ich Ihnen nun einige Überlegungen zu den Organisationsformen der Kirche in ländlichen Räumen vorstellen. Die Frage wurde bislang in der Zuspitzung auf die ländlichen Regionen noch nicht allzu oft gestellt, denn längere Zeit konnte man den Eindruck haben, dass die Debatten über die künftigen Strukturen der Kirche sich vor allem auf die städtischen Räume konzentrierten.

1. Reform der kirchlichen Strukturen in ländlichen Räumen – ein Thema für kirchenleitendes Handeln?

Zumindest im Westen schien und scheint manchmal noch immer auf dem Land die kirchliche Welt noch in Ordnung zu sein. Hier und da musste eine Stelle eingespart werden und manche Gemeinde konnte nur noch einen halben Pastor oder eine halbe Pastorin bekommen, aber die Debatten, ob die Organisationsformen der Kirche nicht auch grundsätzlich auf den Prüfstand gehörten, schien an den ländlichen Räumen weitgehend vorbeizugehen. Dies hat meiner Wahrnehmung nach mehrere Gründe:

- Die ländlichen Regionen werden als konservativer eingeschätzt als die Städte, so dass dort die Hemmschwelle zu kirchlichen „Experimenten“ höher ist.
- Die bislang dominante territoriale Orientierung der kirchlichen Organisation scheint sich organischer mit dem Land zu verbinden als mit den derzeitigen städtischen Kulturen. Die Identifikation von Kirchengemeinden und Dorfgemeinschaft ist auf dem Land häufig stärker als in städtischen Bezirken, wo Gemeindegrenzen nicht zwingend mit Stadtteilgrenzen zusammenfallen.
- Die Schwierigkeiten der bislang dominanten Organisationsform der Ortsgemeinde treten daher in den Städten deutlicher zutage als auf dem Land. Aufgrund der kürzeren Wege und der geringeren Bindungskraft des Ortes entscheiden sich Menschen in der Stadt ungeachtet der theoretischen Zugehörigkeit zu einer Parochie tendenziell häufiger dazu, an Veranstaltungen anderer Gemeinden teilzunehmen.
- Die Mobilität von Menschen auf dem Lande wird aufgrund der längeren Wege und der größeren regionalen Bezogenheit geringer eingeschätzt als in der Stadt, was für die traditionelle ortsgemeindliche Orientierung spricht, die nicht mit Mobilität rechnet und alle religiösen Bedürfnisse „vor Ort“ befriedigen möchte.
- Hinzu kommt eine Vorsicht sowohl in der praktisch-theologischen Reflexion als auch im kirchenleitenden Handeln, Menschen auf dem Lande „auch noch“ ihre Gemeinde bzw. ihren Pastor oder ihre Pastorin zu nehmen, nachdem die Rationalisierung der Moderne

vielerorts für eine Ausdünnung der Infrastruktur gesorgt hat. „Wenn die Menschen im Dorf schon keine Post und keinen Bäcker mehr haben, sollen sie nicht auch noch ihren Pastor verlieren.“

Insofern scheint sowohl der Reformbedarf als auch der Reformdruck in ländlichen Regionen geringer zu sein als in der Stadt. Ein differenzierterer Blick zeigt jedoch rasch, dass diese Sicht zumindest einseitig ist und eine andere Wahrnehmungslogik, andere Einsichten, evoziert:

- Schon traditionell sind nie überall Dorfgrenze und Gemeindegrenze zusammengefallen und es gab nie in jedem Dorf Deutschlands eine Kirche mit einem Pastor, der genau für dieses Dorf zuständig war. Bewohnerinnen und Bewohner kleinerer Orte mussten schon immer Dorfgrenzen überschreiten, um zu der für sie parochial zuständigen Kirche zu gelangen.
- Zwischen „ländlicher Region“ und „ländlicher Region“ liegen beträchtliche Unterschiede, die es äußerst unwahrscheinlich machen, dass die gleiche Organisationsform überall auf „dem Land“ das Gleiche bedeutet und leistet. Insofern ist die regionale Verankerung kirchlicher Strukturen auch von sehr unterschiedlicher Bedeutsamkeit.
- Die in der Spätmoderne seit den 1960er Jahren noch einmal gewachsene Mobilität hat den Austausch zwischen „Städterinnen“ und „Dörflern“ vorangetrieben und die kulturellen Differenzen zwischen „Stadt“ und „Land“ pluralisiert.
- Die Mobilität von Menschen in ländlichen Regionen und ihre Bereitschaft, für attraktive Angebote auch weitere Strecken auf sich zu nehmen, ist in der jüngeren und mittleren Generation tendenziell hoch. Bislang wurde diese generelle Bereitschaft häufig nicht auf kirchliche Angebote übertragen, weil diese eine andere Tradition pflegen – und häufig ja auch eher von der älteren Generation aufgesucht und genutzt werden, wie wir aus den Milieustudien recht genau wissen. Da sich inzwischen die Anzeichen mehren, dass mit zunehmendem Alter die entsprechenden Orientierungen sich wohl eher wenig verändern – so dass die heute Fünfundvierzigjährigen nicht automatisch die kirchlichen Bindungen der heute Siebzigjährigen eingehen werden, wenn sie in dem entsprechenden Alter sind – wäre es fatal, beim Nachdenken über die kirchlichen Organisationsformen der Zukunft vorrangig die ältere Generation in den Blick zu nehmen.

Wir haben es also mit unterschiedlichen Wahrnehmungslogiken zu tun, die ein ungebrochenes Festhalten an den bisherigen kirchlichen Strukturen zumindest in Frage stellen und ein differenzierteres Nachdenken über die Zukunft von kirchlichen Strukturen in der Fläche fordern. Ein solches Nachdenken möchte ich zunächst mit einer historischen und einer theologischen Perspektive befördern, bevor ich Ihnen dann das Modell der „Kirchlichen Orte“ zugespitzt auf ländliche Regionen vorstelle.

2. Die Ortsgemeinde und die Kirche auf dem Lande – eine historische Perspektive

Die Entwicklung der heutigen Organisationsformen der Kirche ist gleich in mehrfacher Hinsicht eng mit dem Stadt-Land-Thema verwoben, so dass die Kenntnis der historischen Genese erhellend ist für die Fragestellung dieser Tagung.

2.1. Das (vormoderne) Territorialprinzip

Ein wesentliches Kennzeichen heutiger kirchlicher Organisation ist ihre dominante Orientierung am Territorialprinzip verbunden mit dem Zuweisungsprinzip, also an der Zuweisung von Menschen zu einer bestimmten Gemeinde aufgrund ihres Wohnortes. Diese ist nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend, sondern entwickelte sich im Frühmittelalter allmählich, seitdem im 4. Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war. Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit gleichzeitig ihren hegemonialen Anspruch auf die Gesellschaft und die Bevölkerung deutlich. Wichtig waren dann der Pfarrzwang ab dem 9. Jahrhundert und die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern. Dies führte auf dem Land zur endgültigen Durchsetzung des Parochialprinzips, während sich in den Städten die parochiale Gliederung nur langsam durchsetzte: Jede Stadt unterstand einem Bischof, und die Priester lebten in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden.

2.2. Der (frühmoderne) Neuentwurf der Ortsgemeinde

Mit der beginnenden Moderne im 19. Jahrhundert setzte eine Landflucht großen Ausmaßes in die großen Städte ein, die den Charakter der Ortsgemeinde und der der Kirche zugeschriebenen Aufgaben erheblich veränderte. Mit der Industrialisierung und dem massenhaften Zuzug in die großen Städte gingen die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück. Das Bürgertum wurde selbstbewusster und gestaltete seinen Zugang zur Kirche individuell, das Arbeitertum verlor weitgehend den Kontakt zur Kirche oder geriet in Opposition zu ihr. Die Parochialgrenzen umfassten jetzt beispielsweise in Hamburg bis zu 70000 Gemeindeglieder. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten bis auf 1,5% der Gemeindeglieder, und gerade in Norddeutschland sah es auf dem Land nicht anders aus: Eine Erhebung von 1863 in Preetz kommt zu einem Gottesdienstbesuch von 2,0% der evangelischen Kirchenmitglieder.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen. Die Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts entwarf die Gemeinde für die Moderne daher neu. Das Parochialprinzip wurde beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein Verwaltungsbezirk in Sachen Religion, sondern wurde als ein „Hort christlicher Liebe“ verstanden, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Ein wichtiger Name ist dafür Emil Sulze (1832-1914). Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein, die er von Ehrenamtlichen gestalten ließ. Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Architektonisch entstand in dieser Zeit auch das Gemeindehaus, das dezidiert den Vereinshäusern nachgebildet wurde. Damit wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Die heutige „Kerngemeinde“ entstand.

Dieses Gemeindemodell ist nicht nur ein typisch frühmodernes, sondern auch ein typisch städtisches Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der modernen Gesellschaft der Stadt beruht und die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren soll.

Trotz Kritik setzte sich der Entwurf von Gemeinde weitgehend durch – zumindest als Modell, denn faktisch blieb es natürlich immer eine Minderheit, die die hier intendierte Form kirchlicher Beteiligung erfüllte. Interessant ist nun, dass diese Idee von Gemeinde als dezidiert städtisches Modell nach und nach auch auf das Land übertragen wurde. Zu erklären ist dies vielleicht damit, dass die Moderne auch die ländlichen Regionen nach und nach erfasste und auch hier die Notwendigkeit einer Rekonstruktion vormoderner Gemeinschaft empfunden wurde.

2.3. (Spätmoderne) Ausdifferenzierung kirchlicher Arbeit

Als seit den 1960er Jahren die kirchlichen Strukturen vor dem Hintergrund der spätmodernen Ausdifferenzierung der Gesellschaft stärker hinterfragt wurden, waren vorrangig die städtischen Bereiche im Blick, während „das Land“ als homogenere und konservativere Größe betrachtet wurde. Da damals das Freizeitangebot auf dem Land deutlich weniger entwickelt war als in den Städten, behielt die Orientierung an Freizeitangeboten für die gesellschaftlichen Gruppen (Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer, ältere Menschen) länger Plausibilität als in den Städten, wo die Kirche sich bereits gegen eine ausgefeilte Freizeitindustrie mit effektiven Werbemethoden behaupten muss. Zudem ging man auf dem Lande (ein traditionelles bäuerliches Modell annehmend) länger von einer Einheit von Wohnort, Arbeitswelt und Freizeitwelt aus, die die parochiale Orientierung voraussetzt. Das heutige große Spektrum dessen, was als „ländlicher Raum“ verstanden wird, führt jedoch auch auf dem Lande zu einer sehr unterschiedlichen Bedeutung des Wohnortes. Die vormoderne Verschmelzung von Kirche und Sozialraum mit der Entscheidung für das Territorialprinzip beinhaltet daher ebenso Schwierigkeiten wie Chancen. Es bietet für manche Menschen und Bevölkerungsgruppen gute Anknüpfungspunkte für die Kommunikation des Evangeliums (manchmal sogar für Nichtkirchenmitglieder, wie man an dem Engagement in den Kirchbauvereinen in Mecklenburg beobachten kann), für andere wird mit dieser Orientierung der Zugang zur Kirche und zu ihrer Verkündigung jedoch gerade erschwert. In dieser Hinsicht ist heute die Herausforderung auf dem Lande im Grunde noch größer als für die Stadt, denn der Prozess der Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebots und damit der Vervielfältigung der Kommunikation des Evangeliums erfolgte auf dem Lande in wesentlich geringerem Maße, während in der Stadt Angebote wie Citykirchenarbeit, Akademien, Zentren für Spiritualität oder interreligiösen Dialog, Single- und Alleinerziehendenarbeit etc. verbreiteter sind. In den letzten 20 Jahren mit der finanziellen Verknappung ist das Spektrum von Angeboten sogar teilweise noch verringert worden, denn wenn Gemeinden zusammengelegt oder vergrößert werden bzw. Pastorinnen und Pastoren mehrere Gemeinden zu betreuen haben, reichen die Ressourcen oft gerade nur noch für die „Grundversorgung“ der klassischen parochialen Struktur und entwickelte Schwerpunkte müssen zurückgefahren werden. Nicht selten entscheidet im parochialen System dann jede Gemeinde für sich, was noch geleistet werden kann, was dazu führen kann, dass überall das gleiche kirchliche Angebot gemacht wird. Die klassischen Arbeitsbereiche aber entsprechen den Bedürfnissen bestimmter Menschen und Bevölkerungsgruppen und keineswegs aller – auch auf dem Lande – , so dass die Kommunikation des Evangeliums eingeschränkt wird, indem manchen Menschen der Zugang erleichtert und anderen erschwert wird.

Damit sind wir bei der theologischen Perspektive der Zukunft kirchlicher Organisation angelangt.

3. Kommunikation des Evangeliums als Aufgabe der Kirche – theologische Überlegungen

Die bisher vorgestellten Überlegungen haben bereits deutlich gemacht, dass die derzeitigen Formen von Gemeinde historisch gewachsen sind und keine Form von vornherein einen theologischen Vorrang beanspruchen könnte, auch nicht die Ortsgemeinde. Denn theologisch sind die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, nicht göttlich gegeben, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe – hier ist zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen sauber zu unterscheiden. Die Form der Ortsgemeinde, wie wir sie heute kennen, ist insofern eine mögliche und legitime unter anderen. Eine christliche Gemeinde wird jedoch nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Ortsgemeinde territorial abgegrenzt ist, ist insofern keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Auch in der Bibel gibt es ja kein einheitliches Bild von „Gemeinde“, an dem wir uns heute orientieren könnten. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten. Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der "Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos" (Roloff) geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind. Sie müssen sich im Gegenteil daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden theologischen Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser ist auf dem Lande prinzipiell der Gleiche wie in der Stadt und scheint mir nach wie vor dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend beschrieben. Beschrieben werden kann diese als Kommunikation der Überzeugung, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg in der Perspektive seines Reiches alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt und die entsprechenden Konsequenzen in horizontaler und in vertikaler Perspektive. Im Gegensatz zu dem Begriff der „Verkündigung“ denkt der Kommunikationsbegriff dabei von der Wirkung auf die Adressatinnen und Adressaten her, so dass nicht von denen, die die Kommunikation betreiben und verantworten, verbindlich entschieden werden kann, wo die Kommunikation besonders intensiv ist und wo weniger. Insofern kann sie ebenso im Gottesdienst stattfinden wie in allen anderen möglichen Arbeitsfeldern, in der Jugendarbeit ebenso wie im Meditationsangebot, in der diakonischen Arbeit ebenso wie in der Bildungsarbeit.

Begreife ich dies als grundlegende Aufgabe der Kirche und damit auch jeder Gemeinde und zwar in der Perspektive von Mt, also in der Ausrichtung auf „alle Welt“, nicht auf die Kerngemeinde, ein bestimmtes Milieu oder eine bestimmte Ausrichtung bezogen, dann müssen sich die Organisationsformen der Kirche daran messen lassen, wie gut sie diesem

Auftrag dienen. Jede Organisationsform generell und jede konkrete Ausprägung an einem bestimmten Ort muss sich daran messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums unter den gegebenen Umständen nach bestem Wissen und Gewissen bestmöglich dient oder ob andere Formen dem Auftrag eher entsprechen würden – egal ob auf dem Lande oder in der Stadt. Wichtig dabei ist, dass alle anderen Ziele gegenüber dem theologischen Auftrag der Kirche sekundär sind, beispielsweise also die Bindung an eine bestimmte Gemeinde oder die Verwurzelung der Kirche in den sozialen Strukturen – dies kann sinnvoll sein im Blick auf die Kommunikation des Evangeliums, ist aber kein Selbstzweck.

Insofern wird es theologisch problematisch, wenn die Kirche sich auf bestimmte Organisationsformen einseitig konzentriert, die nachweislich bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zur kirchlichen Kommunikation des Evangeliums erschweren. Hinzu kommt, dass durch die vollständige religiöse Zuständigkeit für einen Bezirk eine Gemeinde sich selbst genug werden und das Bewusstsein zurücktreten kann, ein Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu sein. Besonders in der evangelischen Kirche, die gegenüber der die Reformation ablehnenden Gesamtkirche die Eigenständigkeit der Einzelgemeinde auch und gerade in theologischer Hinsicht betonte, zeigt sich dies als Gefahr. In der Kirchengeschichte schlug sich dies in solchen Kuriositäten nieder wie die Zurückweisung von Nichtgemeindegliedern beim Abendmahl. Aber auch in der Gegenwart gibt es gelegentlich Tendenzen, die Beteiligung an einer bestimmten Gemeinde wichtiger zu werten als den Kontakt mit der Kirche und die Teilhabe an der Kommunikation des Evangeliums überhaupt. Diese theologische Schwierigkeit führt dann in der Spätmoderne, in der Menschen selbstverständlich ihre Bezüge und Beteiligungsformen wählen, zu latenten Konflikten und zu unrealistischen Erwartungshaltungen, die wiederum unnötigen Druck erzeugen können. Dies ist menschlich verständlich, weil man sich natürlich immer eine Stärkung des eigenen Umfeldes wünscht – sollte jedoch dazu herausfordern, sich stärker als Kirche Jesu Christi zu begreifen und weniger als Einzelgemeinde.

4. „Kirchliche Orte“ auch für das Land? Ein Modell zum Weiterdenken

Wie aber könnte eine Alternative zu den bisherigen kirchlichen Organisationsformen aussehen, die einerseits eine Dominanz der Ortsgemeinde bedeutet, andererseits jedoch auch sehr ausdifferenzierte nichtparochiale Formen umfassen, von denen das Land bislang allerdings weniger profitiert als die Stadt? Im Zuge meiner Forschungen zum Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Organisationsformen habe ich ein Modell entwickelt, das zunächst weder spezifisch auf die Stadt noch auf das Land ausgerichtet war, jedoch sehr viel häufiger für den städtischen Bereich rezipiert wurde und für das Land eher skeptisch betrachtet wird. Erstmals werde ich jetzt versuchen, es gerade für den ländlichen Raum darzustellen und zu plausibilisieren – ob dies gelingt, würde ich dann anschließend gerne mit Ihnen diskutieren.

Grundlegend in meinem Modell sind die kirchlichen Orte. Dies knüpft an die die vormoderne Tradition kirchlicher Ortsbezogenheit, möchte diese aber spätmodern in einer offenen Weise begreifen, die unterschiedlichen Gruppen Zugänge zur Kirche eröffnet. Kirchliche Orte sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, auf dem Land also vorrangig Gemeinden mit Kirche und Gemeindehaus, aber auch Diakonische Werke, Akademien, Frauenwerke etc. zählen dazu.

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies führt

eine zunächst gedankliche Differenzierung ein, die hilfreich ist, um die Aufgaben der Kirche, mit denen sie ihren grundlegenden Auftrag der Kommunikation des Evangeliums umsetzt, genauer in den Blick zu bekommen, auf dem Lande ebenso wie in der Stadt.

4.1. Vereinskirchlicher Bereich vor Ort

Der „vereinskirchliche“ Bereich ist von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich beispielsweise Senior*innenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Diesen Bereich nenne ich „vereinsähnlich“ oder „vereinskirchlich“, weil er in seiner Entstehung in der Gemeindebewegung angelehnt an die Struktur freier Vereine entwickelt wurde und auch heute Parallelen zu säkularen Vereinen aufweist. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die sich an der Kirche im Nahbereich orientieren und dort Gemeinschaft suchen. Hier können sich das kirchliche Heimatgefühl und die Integration von Kirche in das Sozialleben entwickeln, die gerade von der ortsgemeindlichen Orientierung auf dem Lande betont werden. Insofern bleibt die lokale Orientierung und die Verwobenheit von Kirche und gesellschaftlichem Sozialgefüge bestehen – für diejenigen, denen sie wichtig ist und die die Kommunikation des Evangeliums gerade auf diesen Wegen erfahren.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln und was dort geschieht, hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort und vor allem von dem, was Menschen dort wollen und brauchen, ab. Dieser Bereich wird nämlich von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit in der Gemeindebewegung, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute und zwar auf dem Lande ebenso wie in der Stadt. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich und zunehmend auch auf dem Lande zurück, so dass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird. Deutlich ist bei dieser Debatte, dass wir neu überlegen müssen, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Menschen sich ehrenamtlich engagieren, in der Stadt wie auf dem Lande. Häufig wird an dieser Stelle gefragt „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, die Fragerichtung umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und sich dafür engagieren, was sie suchen und brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Die Aufgabe ist, sowohl in städtischen als auch in ländlichen Räumen deutlich zu machen, welchen Schatz es bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben sowie dieses Leben eigenständig im Kontakt mit anderen zu gestalten und inwiefern die Kirche dazu hilfreich ist.

Die Aufgabe der Hauptamtlichen in dem vereinskirchlichen Bereich ist es, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen, beispielsweise Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln. Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer Hauptamtlichen deutlich werden, dass in einem kirchlichen Ort viele Menschen mit Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden.

Selbstverständlich stellt dieser Zugang zum kirchlichen Handeln für die jetzt kirchlich Engagierten eine erhebliche Veränderung dar, wenn sie sich nicht mehr auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin verlassen können. Dies ist einer der Gründe, warum ich für einen langsamen und allmählichen Übergang plädiere, der heute mit der Ausrichtung beginnt, aber in 10 oder 15 Jahren noch nicht abgeschlossen sein muss. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was gewonnen wird, wenn Kirche von vielen aktiv gestaltet wird.

4.2. Differenzierte Aufgabenbereiche für die Region

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es in jeder Gemeinde einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Der entscheidende Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass er nicht auf der Basis der Initiative Ehrenamtlicher zustande kommt, sondern aufgrund der kirchenleitenden Überzeugung, dass diese Arbeit ein sinnvoller Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort ist. Anders als der vereinskirchliche hat er zudem einen größeren Horizont und erfüllt bestimmte Aufgaben stellvertretend für eine Region. Dies bedeutet ein arbeitsteiliges Verständnis von Gemeinde, die nicht alles in sich abbildet, was Kirche ausmacht, sondern sich als Teil der Kirche Jesu Christi auf bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums konzentriert. Diese Arbeitsbereiche werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, je nach Anforderungen und Möglichkeiten gemeinsam gestaltet.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher übergemeindlich wahrgenommen wurden wie beispielsweise diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Es zählen jedoch auch Bereiche dazu, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten

werden, jedoch unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollte jeder kirchliche Ort immer mehr als einen Aufgabenbereich inne haben, damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, und auf dem Lande dürfte es aufgrund der größeren Entfernungen sinnvoll sein, nicht nur zwei, sondern auch drei oder vier Aufgabenbereiche an einem Ort anzulagern – also beispielsweise Jugendarbeit, Kirchenmusik und diakonische Arbeit oder Frauenarbeit, Singlearbeit, Meditation und interreligiöser Dialog. Damit gibt es an einem kirchlichen Ort nicht alle Aufgabenbereiche, aber gerade für den ländlichen Bereich wird das Evangelium auf deutlich mehr und breiteren Wegen kommuniziert als im bisherigen parochialen Modell zumeist üblich. Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen Konstellationen ländliche Regionen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird so ausgerichtet, wie Menschen sie brauchen. Der Entscheidungsprozess darüber solle die Haupt- und Ehrenamtlichen an den kirchlichen Orten beteiligen, gleichzeitig jedoch Absprachen und Koordination der Aufgaben in einer Region und vermutlich auch in einem Kirchenkreis einschließen. Wichtig dabei sind die theologische Dimension als Grundlage für die Entscheidung, wie viel Jugendarbeit, Diakonische Arbeit, Bildungsarbeit etc. eine Region oder ein Kirchenkreis angesichts der vorhandenen Ressourcen haben soll – mit einer inhaltlichen Entscheidung, für welche Arbeitsbereiche die Kirche ihr Geld und ihre Mitarbeitenden eigentlich einsetzt.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen gerade auf dem Land zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Allerdings musste für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende bislang häufig der noch weitere Weg in die Stadt auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in einer ländlichen Parochie gedacht waren, weil sie ja nicht in der „eigenen“ Gemeinde angeboten wurden. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Diejenigen, die dies nicht wollen und die Kirche vor Ort suchen, haben im vereinskirchlichen Bereich die Möglichkeit, sich an der Kirche im Dorf zu orientieren und dort Passendes zu finden, denn der vereinskirchliche Bereich ist ja gerade auf Menschen im Nahbereich ausgerichtet.

Aufgegeben wird also der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, das Evangelium auf mehr

Wegen für mehr Menschen als bisher zu kommunizieren und gezielter zu bedenken, wofür die – ja immer knappen – Ressourcen eingesetzt werden.

4.3. Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort gibt es ein gottesdienstliches Leben, auch an kirchlichen Orten wie einem Diakonischen Werk, wo dies bisher nicht der Fall war. Es besteht prinzipiell die Möglichkeit, den Gottesdiensten je nach Aufgabenbereichen an dem kirchlichen Ort einen unterschiedlichen Charakter zu geben und diese zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden zu lassen, was aber möglicherweise in ländlichen Regionen weniger sinnvoll ist als in der Stadt – dies kann vor Ort entschieden werden.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich, was gerade für den Teil der ländlichen Bevölkerung, denen die kirchliche Ortsanbindung wichtig ist, zentral sein dürfte. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne, in der Stadt wie auf dem Land.

4.4. Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Jede Region erhält eine zentrale kirchliche Informationsstelle, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchlicher Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, nach Kasualien und vielem mehr. Über den Informationswert hinaus signalisiert die Kirche damit: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

4.5. Chancen des Modells

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet, mit der es sich auf ländliche Räume ebenso beziehen kann wie auf städtische – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Vor allem aber bieten diese Überlegungen die Chance, dass Menschen an der Kommunikation des Evangeliums teilhaben können, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche, der sich an alle Welt richtet,

könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden. Wie genau, kann nur vor Ort – an den kirchlichen Orten - konkret werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!